

Irmgard Rech

Neue Gottesdienstformen

Die junge und die mittlere Generation kommen nicht mehr zur Sonntagsmesse, die Alten beklagen sich. Wir brauchen dringend eine liturgische Neukonzeption der sonntäglichen Gemeindefeier

Welcher Priester am Sonntag „die Messe hält“, weiß keiner von den älteren und alten Leuten, die aus der Gemeinde noch zur Kirche gehen. Es kommt jedes Mal ein anderer Zelebrant. Mal ist es der Pastor ihrer Pfarreiengemeinschaft, der in einer anderen Gemeinde wohnt, mal einer von seinen Aushilfsgeistlichen, darunter ein Priester aus Indien, dessen Deutsch schlecht zu verstehen ist, mal ein Krankenhausseelsorger, der nicht laut ins Mikrofon sprechen kann. Wenn der jüngere Pastor kommt, sind sie froh: „Der hat eine kräftige Stimme! Den versteht man wenigstens!“, heißt es dann. Welch bescheidene Serviceerwartung, könnte ein fremder Beobachter denken. Aber dennoch kommen diese alten Menschen noch, froh darüber, dass es in ihrer Kirche noch eine Sonntagsmesse gibt. Dass die Jungen nicht mehr kommen, das schmerzt sie, sind es doch ihre Kinder und Enkelkinder. Die kommen auch später kaum noch zurück. Die sind für immer weg! Davon sind sie überzeugt. Vor dem Weißen Sonntag sind in der ersten Bank schon einmal ein paar Kinder. Es gibt auch mal eine Kinderkatechese, die Kinder sprechen Gebete, junge Mütter und Väter sind Zuschauer. Schon am Sonntag nach der Erstkommunion sind Kinder wie Eltern wieder verschwunden.

Erste Jugendrebellion gegen das Sonntagsgebot

Die Art der Eucharistiefeier, wie sie katholischerseits sonntags üblich ist, hat die jetzigen jungen Eltern nicht erreicht, geschweige denn packen können. Selbst eigens gestaltete Familienmessen werden nur spärlich besucht. Wenn die Großeltern mahnen, erklären ihnen die Enkelkinder: „Das gemeinsame Frühstück mit Mama und Papa, das nur sonntags möglich ist, das ist unsere Sonntagsfreude!“ Eine sich im Mahl zugewandte Familie, ist sie nicht auch ein Ereignis der Gotteserfahrung? Sie könnte hineingenommen werden in eine zeitgemäß gestaltete christliche Mahlfeier.

Eigenständig zu entscheiden, ob man sonntags zur Messe geht oder nicht, diese Freiheit nahm sich die Generation der Großeltern und deren Eltern nicht. Selbst unter schwierigen Umständen hielt man sich an das Sonntagsgebot, bei dessen Nichterfüllung man sich einer schweren Sünde schuldig machte. Die Generation der 68er rebellierte als erste gegen diese „Zwangsgottesdienste“. So behandelt man unmündige Kinder, argumentierten sie. Es gab damals noch die Mundkommunion, der Kult war pompös und erinnerte so noch sehr stark an die Herkunft aus dem antiken Kaiserkult. Die Sprache war Latein und der Priester zelebrierte mit dem Rücken zum Volk. Ein Gemeinschaftsgefühl aller Feiernden konnte nicht entstehen. Der Priester war als der Opferpriester die Hauptperson, die Gläubigen erfüllten gehorsam ihre Pflicht, um nicht in die Hölle zu kommen. Die Liturgiereform hat äußerlich gesehen manche Verbesserung gebracht. Jugendliche konnten ihre Lieder und ihre Musik in die Eucharistie, wie die Messe jetzt hieß, integrieren, doch weder der neue Name und der Wegfall des Lateins noch die freieren Gestaltungsmöglichkeiten konnten die jungen Menschen an die Grundform der Messe binden. Theologisch blieb sie opfer- und priesterzentriert, kritisch-aufklärende Prediger, Kleriker wie Laien, wurden abgezogen, Frauen keine Rolle am Altar zugestanden, der gesamte Stil bleibt männlich-klerikal, ausgerichtet auf die Wandlungsworte, ausgespro-

chen vom geweihten Priester. Sie schaffen Christi Gegenwart, nicht die geschwisterliche Gemeinde als Mahlgemeinschaft im Sinne Jesu.

Inzwischen entsteht so etwas wie ein Gemeindegefühl aus der Enttäuschung heraus. Die noch kommen, fühlen sich würdelos behandelt, wenn der Zelebrant, selbst auf wiederholtes Bitten hin, sich keine Mühe gibt, akustisch verständlich zu reden. Und die Frauen, die zahlenmäßig größte Gruppe in den Kirchenbänken, nehmen es für ihr Frausein als kränkend wahr, wenn die Kommunionausteilerin ostentativ vom Priester daran gehindert wird, den Kelch aus dem Tabernakel zum Altar zu tragen. Freude, dass wir eine in Liebe verbundene Gemeinschaft von gleichrangigen Christen sind, die keine Vermittler brauchen, um sich von Gott angenommen und gesegnet zu wissen, kann da kaum aufkommen.

Heißt das nun aber, dass die junge und mittlere Generation keine Gottesdienste will oder braucht, wenn sie die Sonntagsmesse ablehnt? Die Kirche in Taizé kann die Jugendlichen kaum fassen, die von morgens bis abends ökumenisch singen und beten. Junge Paare lassen sich ökumenisch trauen, weil dann eine verheiratete Pfarrerin über die eheliche Liebe spricht statt eines Zölibatären. Wenn zwei sich lieben, die Frau aber geschieden ist, dann erfahren sie Zurückweisung, wenn sie den Wunsch äußern, „nur“ in einer Wort-Gottes-Feier den Segen Gottes zu erbitten. „Den Segen Gottes kann ich ihnen nicht geben, es sei denn, Sie lassen die erste Ehe annullieren,“ antwortete ein katholisch-gesetzestreuer Pfarrer und erklärte ihnen die Verfahrensweise, wie sie mit einer Lüge (der Kinderwunsch habe gefehlt) den Segen Gottes bekommen könnten.

Der Sonntag ist Auferstehungsfeier

Wir brauchen, um aus der jetzigen Misere der immer schlechter besuchten Sonntagsmessen herauszukommen und wieder junge Menschen für sie zu gewinnen, eine Wiederbelebung des ursprünglichen Sinns der Sonntagsfeier. Die ersten Gemeinden gelangten aus den Bezeugungen der Jünger und Jüngerinnen, dass der Auferstandene „am ersten Wochentag“ (Joh. 20, 19; Lk 24, 13) bzw. „am achten Tag“ (Joh 20, 26) in ihrem Kreis erschienen sei, um mit ihnen Mahl zu halten, die Zuversicht auf die wirkende Gegenwart des Herrn in ihren gemeinschaftlichen Mahlfeiern („Brotbrechen“), zu denen sie Sonntag für Sonntag zum Gedächtnis an Jesus zusammenkamen. Aus der Erfahrung der Gemeinschaft aller Jesustreuen ereignet sich spürbar ihre Begegnung mit dem „Verklärten“ und die Erneuerung ihrer Jüngerschaft. Und weil es die Frauen waren, welche den Jüngern die Auferstehungsbotschaft überbrachten, - bei Lukas sind sie es, die „am ersten Tag der Woche“ mit „wohlriechenden Salben“ zum Grab kommen und als Erste von den Engeln die Botschaft erhalten, es „den Elf und den andern Jüngern“ mitzuteilen, bei Johannes war es Maria Magdalena, die als Erste den Auferstandenen sehen durfte und von ihm selber den Auftrag erhielt, den Männern die Auferstehungsbotschaft zu verkünden – gibt es eigentlich keinen Grund, das sonntägliche Auferstehungsmahl ausschließlich unter männlicher Leitung zu feiern. Auf welchen Erlebnisgehalt die Auferstehungserzählungen auch immer verweisen, so bezeugen sie, dass von Frauen die gemeindebildende Zuversicht ausging, Jesus sei zwar „von den Menschen verworfen, aber von Gott auserwählt und geehrt worden“ (1Petr, 2,4) und lebendig erfahrbar. Daraus wäre gerechterweise zu fordern, dass Frauen ein biblisches Anrecht darauf haben, am Kult wie an der Gemeindeführung beteiligt zu werden.

Das männliche Alleinrecht, dass nur ein zölibatärer Priester Eucharistie feiern darf, lässt sich nicht auf die Anfänge der Jesusbewegung zurückführen, sondern auf die Anpassung an eine patriarchale Gesellschaft, die Frauen entrechtet hat. Dass zölibatäre Männer in einer demokratisierten Gesellschaft mit verfassungsgarantierter Gleichberechtigung bis heute auf diesem Vorrecht beharren, ist ein wesentlicher Grund für den Niedergang unserer sonntäglichen Gottesdienstkultur. Junge Männer wollen diese Männerrolle aus der Zeit einer ungerechten patriarchalen Gesellschaftsordnung nicht mehr übernehmen. Von den übrig gebliebenen, immer älter werdenden Priestern, die in wechselnden Kirchen am Altar die Messe vor immer

weniger, vorwiegend alten Menschen feiern, denen der Zelebrant immer fremder wird, kann keine Wiederbelebung sonntäglicher Auferstehungsfeiern ausgehen.

Österliche Mahlgemeinschaft erlebbar machen

Wenn wir am Sonntag das Leben feiern, das uns der Auferstandene in Fülle zueignen will, dann müssen alle Einschränkungen wegfallen, die in der Vergangenheit auf Grund zeitbedingter Orientierungen und starrer theologischer Festlegungen die überkommene Eucharistiefeier geprägt haben.

Zu einer Neukonzeption müsste deshalb gehören:

Die Kulthandlung muss gemeindezentriert statt priesterzentriert sein. Am Altar sollten Männer und Frauen als Vertreter der Gemeinde die heilige Handlung mitvollziehen oder auch ohne Priester vollziehen können.

Der Anbetungs- und Huldigungscharakter der Liturgie aus einer königsorientierten Zeit sollte eingeschränkt werden zugunsten einer Vertiefung und Belebung der geschwisterlichen Gemeindeerfahrung. Der Vatergott Jesu verlangt weder Anbetung noch Opfer, sondern will, dass wir eins werden und eine gerechte Welt schaffen.

Um eine ganzheitliche Lebenssicht in Gebet und Predigt erfahren zu können, müssen vor allem Jugendliche sowie Männer und Frauen aus dem tätigen Leben, welche die Gesellschaft gestalten und formen und Väter und Mütter sind, zu Wort kommen können, damit Wege im Sinne Jesu gefunden werden, wie die Welt heil werden kann.

Wenn Frauen zu Mitgestalterinnen der Liturgie werden, können gemüthafte Elemente Einlass finden in die streng männlich geprägte Formensprache. Die Trennung in eine gefühlsbetonte Marienverehrung und in einen kühlen „gottesdienstlichen“ Ritenvollzug müsste überwunden werden. Die Vermännlichung des Gottesbildes könnte so korrigiert werden, indem die Erfahrungswelt der Frau in die Rede über Gott einbezogen wird.

Wir sollten auch den Mut haben, das nüchterne Wort Gottesdienst für unsere sonntägliche Feier zu hinterfragen und nach einladenden Bezeichnungen suchen, die nicht an Pflicht und ordnungsgemäßen Dienst gemahnen. Immer noch gibt es in fast allen Pfarrbriefen die Ankündigung einer „Gottesdienstordnung“, was eher an amtliche Bürokratie statt an lebendige Gemeinde erinnert. Innerhalb einer Vielfalt von christlichen Gottesdienstfeiern mit unterschiedlichen Namen und Inhalten müsste der sonntäglichen Gemeindefeier schon im Namen die christliche Grundstimmung der Freude anzumerken sein. Christliche Rede ist allzu kreuzes- und todeslastig geworden. Am Sonntag sind die Christen zur Feier der Auferstehung Jesu geladen. Die lebensfördernde Dynamik seines Lebens muss in unseren Kirchen sonntags zu spüren sein. Dichter können helfen, eine lebensförderliche Sprache zu finden: *Das Brot gleicht dem Licht des Herrn/ der Wein dem Frühlingsauge eines Strauchs* (aus „Das Abendmahl“ von Johannes Kühn).